

Aus einer Strickwarenfabrik

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636992>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Carneval im Tessin.

Den Auftakt zum Carnevale bildet im Tessin das Risotto-Essen unter dem blauen Himmel, an dem jeder teilnehmen darf, ohne einen Rappen dafür zu bezahlen. Er muß nur einen Teller, einen Löffel oder Gabel und ein Glas oder Tazli mitbringen. Denn neben dem kräftigen, mit feiner Butter, bestem Käse und viel Safran bereiteten Reisgericht gibt es noch ein kurzes dickes Würstchen, „Luganiche“ genannt, und einen Trunk Nostrano.

Auf dem Grasplatz vor dem berühmten Café Elvezia in Ascona, dessen Ruhm einen vergrößerten Umbau zur Folge hat, ist ein großer Teil mit starken Seilen eingezäunt, um das Publikum, das sich in dichten Reihen lachend und schwägend und gestikulierend um diese Grenzen drängt, in Schranken zu halten.

Ein Duzend als Köche in schneeiges Weiß mit hohen Mützen gekleidete ehrsame Bürger, die man sonst als Spengler, Maurer, Fischer u. kennt, rühren mit immensen hölzernen Kellen in riesigen Kupferkesseln, die auf dem lodernden Feuer stehen. Ein herrlicher Duft verbreitet sich, der das Publikum aufs höchste begeistert. Immer mehr Leute drängen herzu, nun auch Fremde.

„Na ja, wann geht's denn los? Avanti! Coraggio! Hü, hü!“, so tönt es in allen Zungen, und weiße Teller, Kesselfchen, kleine Cimer werden verlangend und ungeduldig in der Luft geschwungen.

Aber jetzt! Die Menge drängt und drückt gegen die Stelle hin, wo nun einige der Köche einen bis zum Rand vollen Risottokessel mit dem gelben duftenden Inhalt hingestellt haben. Auch wir sind mit dabei, jede ihren Teller an den Busen gedrückt, damit er nicht in Stüde gehe. Alles lacht, grinst und läßt sich gemächlich aber sicher dem ersehnten Ziel zuschieben. Ein mit Prachtszähnen lachender Feuerwehrmann, deren etwa sechs als Polizei figurieren, läßt schön einen nach dem andern durch ein enges Gäßchen, von Seilen gebildet, passieren.

Ecco, ich stehe vor dem Risottokessel und habe plötzlich eine Kelle voll auf meinem Tellerchen; gleich darauf fliegt ein kurzes, dickes dampfendes Würstchen darauf und verständigsvoll wird mir noch ein großes Stück Brot in die Hand gedrückt. Außerhalb des Seiles angelangt, kann ich mich umwenden und sehe erleichtert meine zwei Begleiterinnen lachend und mit bis zum Rande gefüllten Tellern ankommen und so geht sie weiter, die Speisung der 3-400.



Vorbereitungen der Risotto-Köche.

Man läßt sich nieder wo man kann. Die meisten sitzen auf der Erde oder hängen die Beine über die Seemauer hinaus; wir erwischen eine Bank und schmausen unser Risotto

jeelenvergnügt, vor uns das wundervolle dreifache Blau von Himmel und See und Bergen, hinter uns das fröhliche Volksleben. Neben uns liegt ein kleiner Bub vergnügt



Beim Risottoessen.

auf dem Bauch und greift mit beiden Händen — nicht ins volle Menschenleben — aber in sein Risotto, das er mangels eines Tellers auf einem Schuhstacheldeckel vor sich hat.

Eine mitteilsame fröhliche Stimmung wogt auf dem Festplatz vor den so reizend anmutenden farbig getünchten Häusern; Musik tönt von allen Seiten. An einem langen Tische haben sich Kostümierte niedergelassen. Es wird gegessen, gebechert, gesungen, geliebt, und über all dem lacht Frau Sonne so schön, wie sie dieses Jahr noch nie gelacht hat.

Hedwig Dieki-Bion.

Aus einer Strickwarenfabrik.

Von einer Arbeiterin.

Ich arbeite in einer Strickwarenfabrik. Die Strickerei ist eine feine Industrie und dazu liegt die Fabrik in einer lieblichen Gegend. Grüne Matten, hohe Obstbäume, sanfte Hügel, blauer Himmel und warme Sonne umgeben uns, und auch im Gebäude sind frohleuchtende, lachende, strahlende Farben. Lauter Farben. Schon die Mädchen, die mit mir schaffen, sind farbig: braun und rot im Gesicht mit frischen Augen — lauter arbeitsfreudige, zufriedene Menschen. Ich schaffe im großen Stricksaal; da steht eine Maschine an der andern, ein großer Teil sogenannter Handmaschinen, wovon jede von einer Strickerin bedient wird. Viele Mädchen kommen direkt von der Schule weg zu uns; oft sind es kleine Knirpse, die kaum mit der Nase ans Nadelbett der Maschine reichen. Das macht nichts, denn diese sind oft geschmeidiger, gelenkiger und teils auch intelligenter, und sie erlernen das Stricken leicht. Wir haben eine 14tägige Lernzeit, in der man vom freundlichen Wertmeister eingeschafft wird. Gürtel, Taschen, Borden und Bändel sind die Lernstücke. So eine Strickmaschine macht jedem Mädels zuerst Angst; wie ein Ungeheuer, wie ein unbezwingbarer Koloss steht sie vor einem und jedes Einzelne, das zum erstenmal davor steht, hat das elende Gefühl von Nichterlernen und Nichtkönnen. Raum aber hat man den Hebel in der Hand, so fühlt man sich mit der Maschine wie der Reiter mit dem Roß verbunden; man führt den Hebel hin und her und freut sich, wenn eine Tour sich an die andere reiht, ja, nach und nach wird sie einem lieb, denn sie gibt uns Beschäftigung und bei einer gewissen Fertigkeit und Erfahrung den guten Verdienst. Die Maschinen produzieren je nach ihrer Beschaffenheit die Artikel in den verschiedensten Arten; da stehen 6er, sogenannte „grobe“ Maschinen, auf denen die St- und Sportsachen erstellt werden. Diese sehen wie hand-

gestrickt aus, sind aber viel regelmässiger in den Maschen und im Dessin reizvoll bunt; sie kommen viel billiger als Handarbeit, denn während eine Maschine einige Stück pro Tag herausbringt, hat eine Frau an ihrem handgestrickten, oft klobigen, plumpen, monotonen Stück eine wochenlange Lismerei. Die feinem Maschinen arbeiten meist „für die Dame“. Herrliche Sachen. Man möchte alles für sich bestellen! Wir Strickerinnen tragen nämlich fast lauter Gestricktes, begreiflich, und wir wissen diese Ware zu schätzen. Gerade beruflich ist das Tragen gestrickter Kleider sehr praktisch; sie sind porös, elastisch, beengen durch ihre Dehnbarkeit nie; sie sind sehr solid, können gut gefädelt werden und sehen stets, da sie nie rumpfen, frisch und flott aus. Auch für Strasse, Reise und Sport gibt es gewiß nie etwas Praktischeres und Bequemereres; aus Rucksack oder Koffer entnimmt man diese Strickkleider immer wie neu. Sollte ich einmal meine Hochzeitsreise machen können, dann würde ich mir als Reisekleid ein feines Costüm stricken — doch zu einer solchen Reise gehören zwei und ach, bis jetzt hat es noch keiner mit mir wagen wollen! Mit uns Strickerinnen wäre zwar ein Mann nie am Seil, wohl aber „dick in der Wolle“, denn wir könnten mit einer Strickmaschine zu Hause mitverdienen helfen.

Jumper, Pullover, Blousen, Westen mit und ohne Ärmel, Mäntel, Kleider u. entstehen wie Gemälde den Maschinen, natürlich nur in einzelnen Teilen, denn erst im Nähssaal oben werden sie zu fertigen Stücken zusammengeheftet. Im Stricksaal stehen nicht nur Hand-, sondern eine Partie Motormaschinen, z. B. die Jacquardmaschinen, die von den tüchtigsten Leuten bedient werden. Zu diesen Buntmaschinen werden, wie in der Stoffweberei, Blechkarten gestanzt, diese in die Maschine eingezogen und so kommen die herrlichen bunten Dessins hervor. Bei uns werden jedes Jahr die neuesten Maschinen angeschafft und ich glaube, daß unsere Fabrik zu den besteinrichtungen gehört. Wir verstricken meist Wolle; Kunstseide wird bloß für Effektzwecke gebraucht. Gestrickte Blousen und Westen aus Kunstseide sind nicht empfehlenswert; sie fühlen sich kalt und unlieblich an und hängen formlos am Körper. Die Wolle wird vom Spinner roh bezogen, nach modernen Farbtönen eingefärbt und kommt in Strängen in unsere Spulerei, wo sie auf Flaschenspulen aufgespult und in die Wollausgabe gegeben wird. Es kommt vor, daß die Uni-Sachen fleckig, streifig und geprenkelt werden; dies ist für alle sehr unangenehm, am meisten wohl für den Fabrikanten, der erstens die Ware nicht rechtzeitig abliefern, dadurch die Geschäfte als Kunden verärgert und zweitens nur mit Mühe herausfinden kann, wo der Hase im Pfeffer liegt, d. h. ob Spinner oder Färber die Schuld hat. Ich glaube überhaupt, daß es keinen „Schled“ ist, Prinzipal und Fabrikant zu sein! Eine solche Verantwortung! Ein solcher Betrieb! Die vielen Leute, die vielen Maschinen! Das enorme Wollager! Wenn der Prinzipal etwa mit gefurchter Stirn herumgeht, dann fühle ich mich hinter meiner Maschine als einfache Arbeiterin doch so wohl und geborgen, und ich presse mein gelbes Zehntagsäcklein mit Inbrunst in die Schürzentasche mit dem frohen Gedanken, eine glückliche, zufriedene Strickerin und nicht ein geplagter, gehetzter Fabrikant zu sein! In der Hauptsaison, auf Weihnachten z. B., da gibt es für diesen sonst noch viele Hühnchen zu rupfen, denn da häufen sich die Aufträge auf abgemachte Termine, die man unmöglich alle immer innehalten kann; da beginnt der „Tanz“ schon am frühen Morgen und dauert bis zum Abend. Zuerst erscheint die Erste vom Nähssaal und kräht mit ihrer scharfen Stimme: „Order 3420 muß unbedingt heute noch im Nähssaal oben sein!“ Wenn sie ab ist, kommt der Werkmeister, betrachtet Maschine, Arbeiterin und die vielen Orders, gibt gutgemeinte Instruktionen, schüttelt etwa auch seinen Kopf, murmelt etwas wie „Schueh blase“ vor sich und kaum ist er weg, stürzt ein Bureaulist mit hochrotem Angesicht her und ruft schon unterwegs: „Order 3420 schon zweimal telephonisch verlangt;

sofort heraufgeben.“ Zuerst setzen solche Hezereien einem zu; nach und nach aber stumpft man ab, denn man gewöhnt sich an alles. Man tut ja seine Pflicht, läßt die Maschine laufen, man macht sogar gerne den Schichtenbetrieb mit, aber zu Herzen geht es einem doch nicht mehr so, denn die Arbeiterin kennt eben keine Angst von „Kunden verderben und verlieren“; sie kennt die Konkurrenzgefahr nicht; sie kennt kein Risiko, sie kennt den ganzen Kampf des Existierens nicht. Wir Arbeiterinnen gucken jeden Morgen unsere Orderzetteln an, sind froh, wenn wir viele solcher im Vorrat haben, denn da kann man „laufen“ lassen und je mehr man laufen lassen kann, desto besser fällt der Zahltag aus. Wir schaffen fast alle im Afford; diese Art haben wir gerne, denn sie ist unsere Triebfeder. Oft kommt es mir vor, als wenn für alle der Affordlohn gut wäre, denn was bei uns völlig unmöglich ist, das Zusammenstehen und Schwagen, das beobachte ich viel bei den Monatsbelohnten. Diese kennen das Sprichwort, daß Zeit Geld ist, wohl nicht und sind sich nicht bewußt, daß sie durch Klatschen und Schwagen dem Prinzipal die Zeit wegstehlen. Warum wird denn bloß ein Warendiebstahl bestraft, während ein Zeitdiebstahl leer ausgeht? Merkwürdig — man denkt sich oft verschiedenes hinter seiner Maschine, und eine Arbeiterin beobachtet viel mehr, als sie eigentlich wissen sollte. Sie fragt sich z. B. auch, ob der Prinzipal trotz Brille doch noch zu kurzichtig sei, um solche Mißstände zu sehen? —

Jeden Abend wird die fertige Strickware vom Werkmeister kontrolliert, notiert und hinaufbefördert. Oben befinden sich die Glätterei, die Zuschneiderei, Näherei und Repassiererei, die Packräume, die Bureaux, Verkaufsräume, die Ateliers der Directrice, das Lager u. Für uns Strickerinnen sind das mehr oder weniger „heilige“ oder gefürchtete Gefilde. Wir fürchten aus Ehrfurcht den Prinzipal; wir fürchten die Bureauherren; wir fürchten die Directrice und die Nähoberstin; denn oft sind letztere honigsüß mit uns und oft gurkensauer. „Ist sie milde, dann führt sie was im Schilde; ist sie sauer, dann sei auf der Lauer.“ Dies Sprichwort kursiert natürlich nur unter den Arbeiterinnen und wir passen wohl auf, daß es die „Obern“ nicht zu hören bekommen.

Die Strickmädels haben oft auch Wander- und Fernluft in sich; so kommen, wie schon gesagt, viele direkt von der Schule zu uns, bleiben bis zur Konfirmation da, um dann in die Fremde zu ziehen. Einzelne bleiben fort, aber viele kommen gerne wieder, denn sie alle haben ihre Erfahrungen gemacht und wissen nun die Fremde und die Heimat ab- und einzuschätzen. Solche „Zurückgekehrten“ nimmt man gerne wieder auf, denn sie haben die Fernzeit schon hinter sich; sie sind sofort wieder eingeschafft und leisten meist Qualitätsarbeit.

Ich bin sehr gerne in der Strickerei tätig; diese große Abwechslung findet man gewiß in keiner andern Industrie, darum möchte ich den beruflich unentschlossenen Töchtern diesen Beruf anraten, denn „auch dieses Handwerk hat goldenen Boden“.

Wie entsteht das Lied?

Wer dichtet die Lieder? Ich kenn euch genau,
Ihr Burschen und Mädels, ihr stolzen und schlichten,
Mit blonden Haaren und Augen blau,
Ihr Greise und Mütterchen, zittrig und grau,
Ihr singt die Lieder! Doch wer mag sie dichten?

„Dichten? Die dichten sich ganz allein!
Die hat vielleicht der Mondschein gesponnen,
Oder das Leid und die Liebe erfunden,
So ein Lied will nichts als gesungen sein!“
O ihr lebendigen, quellenden Brunnen!

Hugo Salus.